

Schweizer Dichter [Schluss]

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Dies ist kein Weg für Frauen bei Regenwetter!“
 Antjes Augen wetterleuchteten, aber sie schwieg. Erst nach einer Weile sagte sie: „Lassen Sie mich jetzt allein weiterfahren, Monsieur Jean-Pierre!“

Jean-Pierre sah sie verblüfft an.

„Sag, Antje, warum tust du eigentlich so fremd?“

Keine Antwort.

„Wir haben uns doch früher gut gekannt?“

Keine Antwort.

„Bevor du nach Flandern geschickt wurdest, gingen wir zusammen au patronnage, wo uns die Kleinen Brüder den Katechismus beibringen wollten. Du hattest schon lange gelbe Zöpfe ...“

„Ja,“ sagte Antje rasch, „und du hattest so krauses schwarzes Haar und lustige Augen und gabst immer verkehrte Antworten.“

„Und dich nannten sie la petite reine, weil du so stolz und ruhig schienst. Und wenn dich jemand ärgerte, so flogst du auf ihn wie eine wilde Katze, und auf ein Duzend Buben warfst du dich, wenn du im Zorn warst.“

„Du halfst mir immer.“

„Dafür wolltest du mich den Katechismus lehren.“

„Aber weiter als bis zum dritten Gebot hast du's nie gebracht.“

Und dann lachten sie beide. Und immer mehr Erinnerungen stiegen vor ihnen auf, während der rieselnde Regen sie förmlich einzuhüllen schien. Erst kurz vor Sintval schien sich Antje zu bestimmen. Mit einer entschlossenen Bewegung nahm sie die Zügel an sich und zog an, daß der Pony mit einem Mal stillstand.

„Nun geh,“ sagte sie zu ihrem Begleiter und sprach wieder vlämisch, was sie im Eifer des Plauderns gegen das in der Schule gelernte Französisch aufgegeben hatte.

„Aber Antje!“

„Nun geh!“ wiederholte sie ungeduldig. „Und was ich dir schon lange sagen wollte: Komm nicht mehr auf unsern Hof! Seit der Kermes hast du immer wieder einen Vorwand gefunden. Laß das! Vater ist nicht gut auf dich zu sprechen!“

„Ach,“ meinte Jean-Pierre sorglos, „seine Wunde ist ja längst geheilt. So was vergißt ein Mann rasch. Er selbst rühmt sich, fünf und zwanzig Narben aufweisen zu können. Mit seinem besten Freund hat er schon ganz andern Streit gehabt.“

„Das ist's nicht. Aber er haßt die Wallonen.“

„Es kommen doch auch Wallonen in Geschäften auf euern Hof.“

„In Geschäften, ja. Aber keine, die mich heiraten könnten!“
 Da faßte sie Jean-Pierre mit beiden Händen an den Schultern und sah ihr mit seinen übermütigen Blicken direkt in die blauen Augen.

„Könntest du mich denn heiraten, Antje?“

„Unsinn!“ sagte sie hart, wobei ihr Gesicht in glühender Röte aufflammte. Zugleich stieß sie ihn so kräftig von sich, daß er gezwungen war vom Wagen zu springen, wollte er nicht den Halt verlieren.

„Ich aber möchte dich wohl heiraten, das ist wahr!“ rief er lachend zu ihr hinauf.

Sie schien nicht zu hören und trieb ihren Pony an. Bald war sie seinen Blicken entschwunden. Doch er lachte zufrieden auf, rechte seine hohe Gestalt und hielt noch eine lange Weile dem immer stärker werdenden Regen stand, bevor er heimwärts schritt, vergnügt vor sich hin summend: „Aber keine, die mich heiraten könnten!“

(Schluß folgt).

Aus einer Feldpredigt.

Neutral sein heißt nicht, aus Angst vor beiden Teilen gegen keinen etwas tun dürfen. Neutral sein heißt: Etwas fernern, das höher steht als die Unterschiede, die die Völker und Menschen trennen.

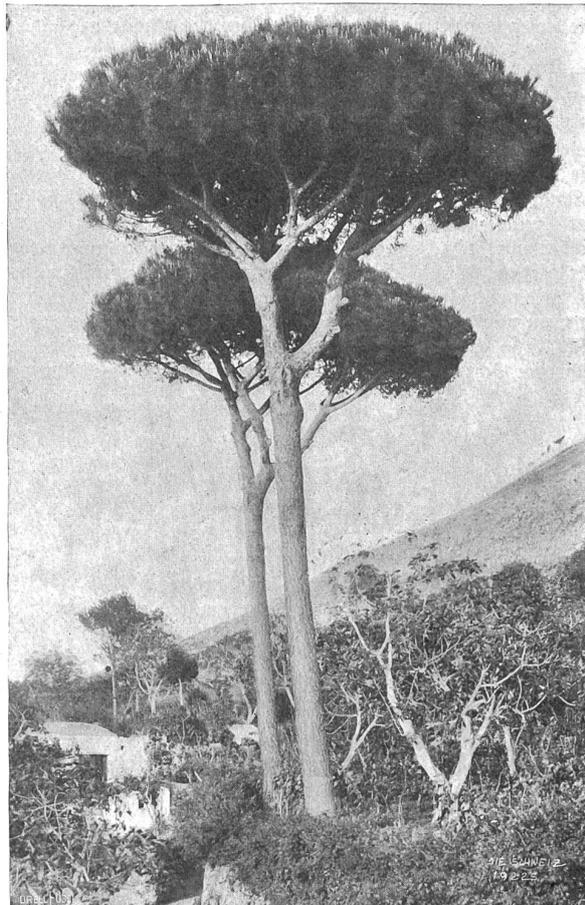
Max Haller, Herzogenbuchsee.

Schweizer Dichter.

(Schluß).

Das folgende Kapitel ist dem zweiten schweizerischen Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet; neben Haller steht Johann Gaudenz von Salis-Seewis, auch er ein Melancholiker: „Der Grund seines Wesens ist Ernst und Behmut und gedämpfte Melancholie der erlesenste Reiz seiner Seele.“ Im Anschluß an diesen Dichter stellt Frey die wichtige Tatsache fest, daß die Schweiz keinen Anteil weder an der deutschen klassischen Literatur noch an der Romantik gehabt hat. „Während der langen Frist von ‚Lienhard und Gertrud‘ (1781) bis zu Jeremias Gotthelfs ‚Bauernspiegel‘ (1836) hat die Schweiz außer Salis' zarten Gedichten fast nichts von wirklichem poetischen Wert gezeitigt.“ Und der Grund hievon? Frey gibt ihn, zuhanden deutscher Literaturgeschichten der Zukunft, einwandfrei an: „Ein halbes Jahrhundert lang, vom Einsturz der alten Eidgenossenschaft (1798) bis zur Errichtung der neuen (1848), befehdeten sich die politischen Leidenschaften in der Schweiz. Sie erfrischten, verjüngten und bewahrten die kleinen städtischen und staatlichen Gebilde vor Stillstand und Verrottung. Allein sie verzehrten den Hauptteil der Seelenkräfte des Landes, das überdies, da es die Nachwehen der Kriegsjahre lange nicht verwand, für Kunst und Literatur wenig übrig behielt.“ Statt der Romantik erwachte in der Schweiz, nur wenig von ihr beeinflusst, der Realismus, der auf Pestalozzis großem Beispiel ruhte: Heinrich Zschokke, Ulrich Hegner und David Hess sind seine Vertreter; sie alle aber überragt der gewaltige Jeremias Gotthelf.

Als großes episches Genie hat ihn schon Gottfried Keller erkannt. Frey geht nun, auf den Fußspuren Kellers, diesem



Bäume des Südens. Blühende Pinien auf Capri.

Genie nach, und es ist wunderbar zu lesen, wie er Gotthelfs Leben und Werk schildert: von den Vorläufern an, einem Wittenweiler, einem Niklaus Manuel, bis zum Vergleiche mit Gottfried Keller selbst. Vierzehn Seiten widmet Frey dem größten deutschen Naturalisten, und was für Seiten: so Trefflicheres, so aus Leben zum Leben Geborenes habe ich noch in keiner Literaturgeschichte gefunden. Wahrlich, hier reiht sich Frey ebenbürtig an Gottfried Kellers klassische fünf Gotthelf-Aufsätze an, ja, er übertrifft sie in gewissem Sinne, indem er Gotthelfs Fehler richtiger aus „angeborenem Mangel an Kunstsinne“ erklärt, statt sie nur, wie Keller, in „Gotthelfs religiöser Weltanschauung, in einer Art puritanischem Barbarismus“ zu suchen.

„Realismus und Romantik standen sich bei Gotthelf unvereinbar gegenüber; in Immermanns ‚Oberhof‘ ... lagen sie wie zwei Reiche friedlich nebeneinander. Gottfried Keller hat sie verbunden und verschmolzen. Darin liegt seine Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur. Die größere bleibende, die unvergänglich wirkende liegt im Wert seiner Werke.“ Mit diesem fundamentalen Satze bewerkstelligt Frey den Uebergang von Gotthelf zu Keller. Er gibt jedem das Seine; aber er muß Keller für den Größern halten. Einverstanden, notwendig einverstanden, ob schon es Leute gibt, die, im Zustand völliger Reife, von dem von ihnen hochverehrten Künstler und Meister Gottfried zum Prediger und Naturalisten Jeremias zurückkehren ... Freys Kapitel über Gottfried Keller ist ein Juwel. Andere Darstellungen, ich nenne diejenigen von Köster und die französische Baldenspergers, treten vor ihr völlig in den Hintergrund. Was Frey über die Lyrik des Dichters, über den „Grünen Heinrich“, über die Novellen zu sagen hat, das ist aus gründlichster Kenntnis und tiefster Liebe geschöpft, und diese beiden haben Frey zu einer Kraft, einer Würde, einer Eigenart der Darstellung gebracht, die dieses Kapitel zum eigentlichen Kern des Büchleins machen.

„Zürich,“ fährt dann der Verfasser fort, „erlebte in dem einen Hadlaub eine bescheidene Nachblüte des Minnesangs, fast ein halbes Jahrtausend später eine vielfache literarische Blüte, die freilich nur eine bleibende Frucht trug, Pestalozzis ‚Eihenard und Gertrud‘. Ein Jahrhundert darauf steigerte die Muse ihre Günst und Schenkte der Stadt zwei hervorragende Dichter zugleich: Gottfried Keller und C. F. Meyer. Söhne der nämlichen Stadt, in der gleichen Kirche getauft und altershalber nur sechs Jahre auseinander, waren sie durchgehends verschieden. Aber nur weil sie sich nirgends berührten, konnten sie originell sein. Sie verkörpern jenen Gegensatz, den für uns am markantesten Goethe und Schiller verkörpern und den Schiller so sehr empfand und umwälzte, daß er ihn in der berühmten Schrift ‚Ueber naive und sentimentalische Dichtung‘

analysierte und auf eine Formel zu bringen suchte. Es ist der Gegensatz, der sich in Zeiten hoher Kunst nicht selten ausprägt: er erscheint zwischen Meschylos und Sophokles, zwischen Michelangelo und Raffael, zwischen Rubens und Rembrandt, zwischen Beethoven und Mozart und für uns, wie gesagt, zwischen Goethe und Schiller.“ Mit diesen Worten leitet Frey von Keller zu C. F. Meyer über. Er hat über C. F. Meyer die schönste Biographie verfaßt, die es überhaupt von einem deutschen Dichter gibt; kein Wunder also, wenn er in den 22 Seiten, die er ihm hier widmet, abermals eine hervorragende Abhandlung schreibt. Wie ärmlich, innerlich und äußerlich gering nehmen sich daneben die Seiten aus, in denen Ernst Jenny (Zofingen) in der neuesten schweizerischen Literaturgeschichte C. F. Meyer behandelt! Freys Stil wächst zu wirklicher Stärke, wenn er sein Schlußurteil über Meyer in die Worte prägt: „Er war nicht nur ein aufs Große gerichteter, sondern mit Zügen der Größe ausgestatteter Mensch, die freilich an seiner ungewöhnlichen Sensibilität Schranken genug fand; er war vornehm, fein, etwas kühl und leidenschaftlos, doch gütig und wohlwollend, dazu überzeugter Christ und entschiedener Protestant, eine tiefe, ungewöhnliche Natur und ein großer Künstler.“

Auf C. F. Meyer folgt ein einfacherer Erzähler, Jakob Frey. Der Verfasser hat da dem eigenen Vater vier Seiten gewidmet, die mit tiefem Verständnis geschrieben sind; aber die Sohnesliebe verführt ihn nicht zu einer höheren Wertung, als Jakob Frey sie verdient; man merkt diese Liebe nur zwischen den Zeilen. Das betrachte ich als ein vollkommenstes Zeichen jener „Reife“, von der ich eingangs gesprochen habe. „Reif sein ist Alles“, das möchte ich überhaupt über Freys Büchlein als höchste Anerkennung schreiben.

Er zeigt diese Reife auch in den folgenden Artikeln über Johanna Spyri, Ferdinand Dranmor, Heinrich Leuthold, Josef Viktor Widmann und Arnold Ott; jedesmal trifft er den Nagel auf den Kopf und zwar gleich gut, ob er die Vorzüge oder die Beschränkungen dieser Dichter zeigt; nie wird er im Lobe überschwenglich, nie im Tadel hart, trotzdem er überall seine eigene Meinung hat; nie auch tritt er den Bekämpfern dieser Meinung entgegen.

Er wollte nämlich ein populäres Buch schreiben, das den wissenschaftlichen Hader beiseite ließ. Das ist ihm in hohem Maße gelungen; nicht nur der Mann und die Frau aus dem Volke, sondern alle Gebildeten diesseits und jenseits des Rheins, bis zu den höchsten Spitzen des Gelehrtentums hinauf, werden dieses Buch als eine hohe Gabe erkennen, die ein Schweizer seinen Dichtern und — ihnen selbst darbringt.

Die lebenden Dichter hat Frey leider „beschwiegen“. Sei es. Die toten hat er umso lebendiger gemacht.

Albert Geßler, Basel-Altlesheim.

Einkehr

Ich schließe die Augen, die Welt nicht zu sehn.
Kann auch im Dunkeln die Wege gehn,
Die harten, ziellosen Pfade.
Rührt an mein Ohr ein segnender Klang,
Aus Sehnsuchtsgefilde ein tröstender Sang:
Das ist des Höchsten Gnade.

Ich will ihm lauschen heimlich entzückt,
Bis meine Seele, die tief gebückt,
Die innere Sonne gefunden.
Mein Auge schließt sich dem ewigen Licht,
Doch seine Wärme mein Herz umflieht,
Und selig gleiten die Stunden.

Abschied

Mein hohes Tal, träumst du im Sonnenschein?
Wiegt dich der Nebel in den Schlummer ein?

Mein einsam Haus, was sinnst du in der Nacht?
Mein Marmorberg, hältst du noch immer Wacht?

Mein heller Bach, werd ich dich wieder sehn?
Ins Einsam-Dunkle meine Wege gehn.

Hedolf Altenhofer, München.